Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 59 (1984)

Artikel: Seminarlehrer von 1914 bis 1943
Autor: Bächtold, Jakob Marius
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-699915

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jakob Marius Bächtold

Seminarlehrer von 1914 bis 1943

Die Übersicht über meine Tätigkeit in Kreuzlingen 1914–1943 ist die Folge einer Anfrage von Herrn Dr. Ernst Nägeli, Frauenfeld, dem Redaktor des Thurgauer Jahrbuches. Im Rückblick sind diese Jahre Lehr- und Wanderjahre.

Die ersten Monate schienen politisch friedlich, nur wir Jungen glaubten nicht mehr recht daran. Aber der Krieg wurde für die Schweiz zu einer inneren Bedrohung, weil die verschiedenen Sprachgebiete auseinander strebten, so daß sogar das Dasein unseres Landes bedroht wurde. Aber der Krieg endete mit der Niederlage des deutschen Kaiserreiches, und die nachfolgende Weimarer Republik, von allen Seiten angegriffen, mußte schließlich der Macht Hitlers weichen, der 1933 Reichskanzler wurde, für den 2. Weltkrieg rüstete, der 1939 ausbrach. Aber das tausendjährige Reich ging zugrunde. Die Jahre 1931–1945 waren für unser Land schwierig, weil es von außen bedroht war und schweigen mußte, während im 1. Weltkrieg unsere Dichter sich in irgendeiner Art über den Krieg äußern konnten. Diese schwere Zeit weckt Erinnerungen.

In Kreuzlingen lebte ein Fabrikbesitzer, der sich als zukünftiger Gauleiter vorkam und den Schweizer Dichter Jakob Schaffner, den er als Paul begrüßte, zu einem Vortrag einlud. Als mich ein thurgauischer Regierungs- und Ständerat wegen eines Redeverbotes anfragte, lehnte ich ab. Nach dem Vortrag griff ich unter anderen in die Diskussion ein, griff Schaffners Stellung an, so daß er wütend den Saal verließ und damit seine Thurgauer Redereise beendet war.

Mit dem zukünftigen Gauleiter stieß ich nochmals zusammen, als er mit Bewilligung der Behörde die Kreuzlinger Schüler für eine öffentliche Aufführung seines Nazistückes «Diviko» verpflichtete, das ich in der Presse entsprechend besprach, und den die Behörde vor allem

«Marius» am Examenstag 1931.

als guten Steuerzahler achtete, der bald mit seinem Betrieb in ein Nachbardorf zog. Eine Klasse erklärte mir eines Tages ihre Begeisterung für die Hitler-Jugend, der sie am liebsten beitreten würde. Ich gab ihr Gelegenheit, sich über diese Frage frei zu äußern, und meldete mich erst, als man mich aufforderte. Nachher hörte ich von einer Hitler-Jugendbegeisterung nichts mehr.

Kreuzlingen

Eines Abends saß ich nach bestandener Doktorprüfung am Stammtisch meiner Verbindung in Zürich, wo mich ein Verbindungsbruder im Auftrag seines Schwiegervaters, des Direktors des Seminars Kreuzlingen fragte, ob ich einen erkrankten Kollegen vertreten würde. Nach einigem Zögern sagte ich zu, worauf er mir einen Zettel gab, auf dem er den Tag der Reise, den Zug, die Richtung und den Namen des Direktors aufgeschrieben hatte. Am Bahnhof empfing mich der Direktor, führte mich zum Zimmer, das er für mich gemietet hatte, übergab mir Stunden- und Lehrplan und fügte bei, daß ich den erkrankten Kollegen nicht besuchen dürfe; der starb nach ein paar Tagen, und ich übernahm die Vertretung bis zu meiner Wahl. Das ziemlich große Dorf, eine Art Vorstadt von Konstanz, lernte ich bald kennen. Der Steuerzettel, den ich eines Tages erhielt, vermerkte, daß die Steuern in Schweizer Franken bezahlt werden müßten, was bedeutete, daß die Einwohner von Kreuzlingen in ihrem Geldbeutel mehr Mark als Franken hatten, weil sie, was sie brauchten, «in der Stadt», wie sie sagten, kauften.

Als der Krieg ausbrach und die Grenze nach Konstanz geschlossen wurde, war Kreuzlingen plötzlich auf sich angewiesen; Läden entstanden, wo man bekam, was

man brauchte. Das Dorf wurde größer, und heute ist es eine Stadt. Um Politik habe ich mich öffentlich nie gekümmert, aber ich gründete die Gesellschaft für Musik und Literatur, versuchte in Vorträgen über Schweizer Dichter zu sprechen und rief die Volksbibliothek ins Leben.

Mein Unterricht

Für mich aber stellte sich die Frage, wie ich den Unterricht gestalten sollte. Das «Wie» drängte sich auf und wurde durch meine Einstellung zur Sprache und von den Erfahrungen bedingt, die ich in der Mittelschule gemacht hatte. Dieses Verhalten war auch eine Folge meiner Herkunft. Mein Vater, Bürger der Stadt Schaffhausen, sprach fließend Französisch, behielt aber bis in sein hohes Alter seinen Dialekt. Meine Mutter, in Genf geboren, sprach nur Französisch. Ich verbrachte die ersten Lebensjahre in dieser Stadt und sprach wie meine Mutter, erlebte manches, das später im Unterricht sichtbar wurde. Als meine Eltern in den Kanton Zürich zogen, lernte ich hier zunächst Zürichdeutsch und später in der Schule Hochdeutsch. Diese doppelte Zweisprachigkeit wurde später für mich ein Problem und beeinflußte meinen Unterricht. Vor allem mußte ich über die Mundart und das Hochdeutsche nachdenken und mich fragen, wie sich die beiden Sprachformen zueinander verhalten, welche Stellung sie für den Deutschschweizer einnehmen. Die Mundart erlebte ich als *die* Sprache des Deutschschweizers, die er ohne Unterschied des Standes immer braucht und der das sogenannte Hochdeutsch erst lernen muß. Nun wurden diese zwei Sprachformen besonders im 20. Jahrhundert ungleich behandelt und bewertet, ja sie wurden immer wieder gegeneinander ausgespielt und ge-

rieten nicht selten in eine Kampfstellung. Ich kam zur Erkenntnis, daß es in dieser Frage nicht ein Gegeneinander, sondern ein Miteinander geben konnte, das heißt beide Sprachformen waren für mich gleichwertig und mußten mit der nämlichen Sorgfalt gepflegt werden.
Als ich in Kreuzlingen den Unterricht aufnahm, stellte sich bald die Frage, wie ich die beiden Sprachformen behandeln müsse, um ihnen gerecht zu werden. Dazu kam, daß für mich das Geschriebene oder Gedruckte immer, wie Goethe einmal sagte, ein Surrogat der Sprache ist, weil diese für mich tönt, rhythmisch ist, sich auf natürliche Weise in kürzere oder längere Pausen gliedert, wobei kurze Pausen übersprungen werden können, ohne den Inhalt zu beeinträchtigen; sie kann aber auch im Tempo und der Tonhöhe verschieden sein, je nach der Sprechlage. Das schien mir besonders bei der Dichtung wichtig zu sein, weil man hier der Sprache begegnet, die man, besonders beim Drama, erst recht erlebt, wenn man sie hört, weil hier das Gespräch, die Auseinandersetzung wichtig ist, da sich ja Personen gegenüberstehen und sprechen. Gehörte Gedichte wirken anders als nur gelesene. Mir fiel zunächst auf, daß die Schüler wohl gewandt lasen, aber nicht gestalteten. Sie setzten die Schriftzeichen gewissermaßen in Laute um, Rhythmus, Tempo, Tonhöhe usw. fehlten, so wurde übersehen, daß in einem Drama sich Personen gegenüberstehen und sprechen. Erst als die Schüler vor der Klasse standen, merkten sie, daß noch andere Personen vorhanden waren und sich äußerten. Sie merkten auch langsam, daß sprechende Personen Gebärden ausführen konnten, sich bewegten. Aber es brauchte Zeit für diese Erkenntnis, mit der man sich auseinandersetzen mußte. Das mußten alle Klassen begreifen lernen. Mit der Zeit lernte ich, diejenigen Dichtungen auszuwählen, die 15–19jährige verstehen konnten. Man lernte auch begreifen, daß es Dich-

tungen gibt, zu denen Schüler nur schwer oder gar keine Beziehung hatten, die man weglegen oder erst später behandeln mußte. Es kam auch vor, daß eine Klasse ein zurückgelegtes Werk lesen wollte.
Zu erwähnen wären noch die Aufführungen, die ich mit den oberen Klassen veranstaltete, mit Dramen bekannter Dichter, mit Laienspielen, neuen Bearbeitungen alter Stoffe und modernen Stücken, die den Literaturunterricht befruchteten. Manche Episode verband sich mit den Aufführungen, die bis heute unvergessen blieb. Das Lesen der Schüler brachte noch anderes an den Tag. Sie sprachen nur zu oft ein ungepflegtes, helvetisches Hochdeutsch, das anzuhören nicht gerade ein Vergnügen war. Hier konnte nur die *Sprechlehre* helfen, die dem Schüler zeigte, wie und wo man atmet, was man eben lernen mußte. Die Sätze wurden untersucht, ihre natürliche Gliederung festgestellt, gelegentlich die gesprochene Sprache zum Vergleich herbeigezogen. Sie wurden aufmerksam auf ein gepflegtes, geregeltes Hochdeutsch, dem man zum Teil folgen konnte. Berücksichtigte man dies alles, bekam deutsche Dichtung ein neues Gesicht, das heißt man kam ihr näher und manches erklärte sich durch eine richtige Aussprache, Betonung, das richtige Tempo und die durch den Text gegebene Tonhöhe. Ich legte auch Wert darauf, Diskussionen hochdeutsch zu führen, damit sie lernten, diese Sprache freier zu handhaben. In der Sprechlehre konnte man auch vernachlässigte Sprechfehler beheben. Auch falsche Atmung konnte man korrigieren. Mit der Zeit führte ich in den oberen Klassen Lesestunden ein, in denen die Schüler persönlich gewählte Texte vorlasen, die nachher von der Klasse kritisch untersucht wurden. In einer Klasse las ein Schüler vor, wobei ich als Hörer mich fragte, wie lange die Klasse zuhören werde. Auf einmal ertönte der Ruf: «Aufhören!» Der etwas betretene Leser schwieg, und die Klasse

fiel über den Text und den Leser her und begründete ihre Stellungnahme. Der Schüler las dann ein zweites Mal vor, hatte sorgfältig gewählt und sich gründlich vorbereitet.

Der *Aufsatzunterricht*, so wie ich ihn anfänglich betrieb, war wenig förderlich, weil ich ein Thema gab, über das die Schüler Ähnliches schrieben und man diese Arbeiten nach altem Brauch am Examen vorlegen mußte. Ich versuchte, den Schülern mehrere Themen zur freien Wahl zu geben, dann suchten wir zusammen Aufgaben oder ich forderte sie auf, über das zu schreiben, was sie beschäftigte oder was sie genau beobachtet hatten. So erhielt ich Arbeiten verschiedener Art, auch mit verschiedenem Stil. Die Schüler begannen, auch ganz persönliche Dinge zu schreiben, so daß ich nicht mehr alle am Examen auf den Tisch legen konnte, was ich erklären mußte. Einmal bekam ich eine Arbeit, die ich wiederholt lesen mußte und nicht zu beurteilen wagte, weil sie nicht fertig zu sein schien. Im nächsten Aufsatz stand der erste Satz: «Was soll der verdammte Schnörkel am Ende meines Aufsatzes?» In der Wut schrieb der Schüler, was ihn bewegte, so daß ich Bescheid wußte. Nach vielen Jahren erhielt ich von dem inzwischen alt gewordenen und pensionierten kranken Herrn einen Brief, der zu Antwort und Gegenantwort führte, aber spöttisch, ja zynisch wirkte, wie einst seine Aufsätze. Ich erfuhr Schicksale und Nöte jener Jugend, konnte auch oft im Gespräch eingreifen und manches klären. Die Arbeiten verrieten die Begabung eines Schülers; die einen waren im Stil einfach, aber wahr, andere griffen zu eigenwilligen Bildern. Manche folgten, ohne es zu wissen, dem Rat von Thomas Mann: «Wer schreiben will, muß von einer Sache besessen sein.» Ob diese Art von Aufsatz eine Reaktion oder Neuerung war, wußte ich damals nicht, und ein Gespräch mit den Jünglingen war damals etwas leichter

als es heute ist. Es wäre ungerecht, wenn man nicht darauf hinwiese, daß sich die Schülerschaft im Laufe der Jahre änderte und ihre Bedürfnisse nicht mehr die gleichen waren. Was wohl auch damit zusammenhängt, daß Direktor Schohaus die Schülerregierung einführte und die jungen Leute sich anders einstellten, was sich auch im Unterricht zeigte.

Das Französische

Neben dem Deutschen mußte ich das Französische unterrichten, weil die Schule damals klein war. Anfänglich war dieser Unterricht für die ersten drei Klassen verbindlich. Für die vierte Klasse blieb er freiwillig, so daß ein Kreuzlinger Seminarist zum Beispiel nicht Sekundarlehrer werden oder studieren konnte. Als ich diese Mängel entdeckte, konnte ich für das vierte Schuljahr erwirken, daß es Pflichtfach wurde und man die notwendigen Stunden einführte. Jetzt waren die Kreuzlinger den Küsnachter Schülern gleichgestellt und konnten an der philosophischen Fakultät der Universitäten studieren, was manche benutzten, so daß sie nachher entsprechende Stellungen bezogen. So mußte auch dieser Unterricht den neuen Verhältnissen angepaßt werden. Die Grammatik spielte eine andere Rolle als im Hochdeutschen. Die Schüler mußten lernen, sich in dieser Sprache auszudrücken, schriftlich und vor allem mündlich, also in gewissem Sinne selbständig werden. Das war ein Grund, warum ich später die achttägigen Reisen nach Paris anordnete, das ich von meinem Pariser Semester 1910 ordentlich kannte, wo ich Verwandte hatte und sogar vor Kollegen Vorträge hielt. Während dieses Pariser Aufenthalts lernten die Schüler ein anderes Volk, dessen Sitten, Bauten, Kunstwerke kennen, konnten vielfach auch

selbständig vorgehen und mußten dabei das Französische verwenden. Diese Arbeit machte mir Freude, weil diese Sprache mir nicht fremd war und mein Ohr Fehler leicht hörte. Den Erfolg kann ich nicht beurteilen, aber diese Stunden habe ich nicht vergessen.
Vielleicht darf ich noch darauf hinweisen, daß ich in den letzten Jahren meiner Kreuzlinger Tätigkeit begann, mich mit der Sprachdidaktik zu befassen, weil ich zukünftige Lehrer unterrichtete, die auf diesem Gebiet wenig wußten. So erhielt ich für die 4. Klasse eine weitere Stunde, in der ich didaktische Fragen und die Jugendliteratur besprach. Um die Bedürfnisse der thurgauischen Volksschule besser kennenzulernen, besuchte ich in den letzten zwei Jahren meiner Kreuzlinger Zeit wöchentlich einen Tag die Volksschule, hörte zu, hielt selber Schule, um festzustellen, ob die Theorie in der Praxis durchführbar ist; das waren Erfahrungen, die dem Unterricht nützten.
Seinerzeit regte ich an, die 4. Klasse in ein Praktikum zu schicken, damit sie den Unterricht kennenlerne und sich erproben könne. Direktor Dr. Schohaus führte den Plan durch, und wir lernten die Schule, den Lehrer und auch den Praktikanten kennen. Bei solchen Besuchen erfuhr man, was den Seminaristen fehlte.

Zwei Direktoren und zwei Welten

1914–1943 erlebte ich zwei Direktoren und zwei Welten. Direktor Schuster war ein freundlicher, zugänglicher alter Herr, der, soweit es ging, in jeder großen Vormittagspause im Lehrerzimmer sich einfand und auf ruhige Weise natürliche Gegensätze im Kollegium beseitigte und regelmäßig nach dem Jahresexamen uns zu einer fröhlichen Zusammenkunft einlud. Mit seinem

Rücktritt im Jahre 1928 war auch die fast patriarchalische Welt zu Ende. Sein Nachfolger, Dr. Schohaus, ein Mensch des 20. Jahrhunderts, vertrat andere soziale und gesellschaftliche Auffassungen, die seiner Zeit und ihren Forderungen entgegenkamen. Er verfügte über ein genaues Wissen, war korrekt, eher zurückhaltend, überließ das Kollegium sich selber, was Vorteile, aber auch Nachteile hatte. Vielleicht war das Kollegium weniger geschlossen. Er führte Zeitgemäßes in der Schule ein, das man annahm oder begrüßte. Manches scheint sich bis heute zu bewähren, wenn sich die Form vielleicht auch änderte. Das alles beeinflußte die Schule in irgend einer Weise und verhinderte wahrscheinlich, daß die Lehrer der gefährlichen Routine verfielen. Daran wurde ich immer wieder erinnert, als ich 1943 die Schule verließ. In jenen Jahren lernte ich viel, das für mich in meiner Zürcher Stellung von Nutzen war. Darum behalte ich jene Zeit in dankbarer Erinnerung.

Damals ereiferten wir uns immer wieder über die Diktatoren, ihre Macht und ihren Regierungsstil. Oft platzten die Meinungen aufeinander, aber immer wieder kamen wir zusammen zu neuem Gespräch, weil wir als Schweizer die Zeit besorgt erlebten und auch nicht wußten, was alles noch kommen konnte. Als Lehrer vergaß ich den tiefsinnigen Satz aus Goethes «Faust» nie: «Es irrt der Mensch so lang er strebt.»